

Trost/ Als nötig ist uns jährlich schicken, / Mit Lebensmitteln uns stets erquicken.“

Neben Annalen zur Klostergeschichte hat uns Benedikt Knittel in drei Büchern und in einem handschriftlichen Band seine gesammelten poetischen Werke hinterlassen. Die Handschrift trägt den bezeichnenden Titel: „Geistliche, Weltliche und Moralische Gedichte, lateinisch und deutsch...“

Eine Vorliebe hatte Knittel für Sonnenuhren. Er selbst hat sich wohl als kleiner Sonnenkönig seines Ländchens gefühlt und dem Leben die Sonnenseite abgewonnen. Aber als Nachhall barocker Vertrautheit mit dem Tode lesen sich auch seine Verse auf eine Sonnenuhr an der Rückwand des Konventbaus: „Ein Schatten Strich bewehret mich / Und lehret dich vorsichtiglich / Bei dieser Sonnen-Wende / Zu denken an dein Ende.“

Winfried Romberg

Die Schlacht von Bergtheim im Jahre 1400 – Epochenwende für Mainfranken*

I. Die Vorgeschichte: Der Konflikt zwischen Stadt und Landesherr

Gerhard von Schwarzbburg wird Bischof von Würzburg

Vor 600 Jahren fand bei Bergtheim unweit Würzburgs eine blutige Auseinandersetzung von größter Tragweite statt, in der nicht zuletzt über die Reichsfreiheit dieser Stadt entschieden und sogar die politischen Weichen für die kommenden Jahrhunderte gestellt wurden. Doch die komplizierte und nicht selten verwirrende Vorgeschichte dieser Schlacht reicht 28 Jahre zurück: Nach dem Tode Bischof Albrecht von Hohenlohes im Jahr 1372 kam es bei der Neubesetzung des Würzburger Stuhls zu einer strittigen Doppelwahl zwischen dem Mehrheitskandidaten, dem Bamberger Domdekan Withego Hildebrandi, und Albrecht von Hessberg als dem Minderkandidaten.

Der Streit nahm schließlich eine unerwartete Wendung: Statt einen der beiden Anwärter anzuerkennen, einigten sich Papst Gregor XI. (reg. 1370–1378) in Avignon und Kaiser Karl IV. (reg. 1346/55–1378) vielmehr darauf, das

Problem über einen Dritten und durch einen Bistumtausch aus der Welt zu schaffen: Die Würzburger Kathedra wurde an Gerhard von Schwarzbburg vergeben, der sein bisheriges Bistum Naumburg wegen innenpolitischer Konfrontationen mit seinen Untertanen aufgeben wollte. Withego wurde dafür zum Bischof an der Sächsischen Saale eingesetzt. Der unterlegene Albrecht von Hessberg beschied sich, nach einiger Zeit des Widerstandes gegen diese übermächtige Koalition von Kaiser und Papst, in seine bisherige Rolle als Würzburger Domdechant. Diese ganze Angelegenheit war nicht nur in kirchenpolitischer Hinsicht ein Tauschgeschäft: Als Dank für die weltliche Anerkennung verpflichtete Kaiser Karl IV. den Schwarzburger, die Königswahl seines Sohnes Wenzels (1361–1419) anzuerkennen und damit die Herrschaft der Luxemburger-Dynastie im Reich zu unterstützen. Auf diese Weise wurde in der Folge Gerhard von Schwarzbburg zur Schlüsselfigur einer ganzen Epoche in Franken.

Die Charakteristik Bischof Gerhards weist ihn mehr als Politiker aus denn als geistlichen Oberhirten: Er entstammte dem altadeligen, hochangesehenen Thüringer Grafenhaus

Schwarzburg, das schon an den Kreuzzügen teilgenommen hatte und zu dieser Zeit führende Positionen an zahlreichen Fürsten- und Bischofshöfen (vor allem in Mittel- und Norddeutschland) einnahm.

Gerhard wollte den Ruhm seines Geschlechtes entsprechend mehren; mit der fürstlichen Macht eines Bischofs und Landesherrn ausgestattet, begehrte er unumschränkt und mit starker Hand zu herrschen. Als Naumburger Bischof war er bereits ob seines strengen Regiments allgemein unbeliebt, ja verhaßt gewesen, für sein neues Territorium in Franken gewiß ein schlechtes Omen.

Das nun von Gerhard übernommene Bistum am Main – als politische Herrschaft Hochstift genannt – befand sich seit Jahrzehnten, u. a. infolge diverser Bistums- und Reichsstreitigkeiten, in chronischer Finanznot: Dem gewaltigen Schuldenberg von 300.000 Gulden standen jährliche Einnahmen von lediglich 200 Gulden gegenüber. Die meisten bischöflichen Besitzungen und Burgen waren – mit Ausnahme des Residenzschlosses, der Veste Marienberg – verpfändet. Die Bewohner seines Landes, insbesondere der Städte, betrachtete Gerhard von Schwarzburg als willenlose Werkzeuge, um mit deren Steuern auf der höchsten diplomatischen Ebene von Kurie und Kaiser seine Reichspolitik zu finanzieren, die immense Geldsummen verschlang und keineswegs Krieg scheute. Nicht zuletzt deshalb sollte Gerhard den mainfränkischen Landen immer fremd bleiben. Daneben unternahm er auch Versuche zur kirchlichen Reform (die sich jedoch im damaligen Klerus nicht durchsetzen ließ), erließ etwa das Verbot des Konkubinenwesens, verlangte die Pflicht zu Habit und Tonsur, sowie für Kanoniker die Weihe- und Residenzpflicht. Das einzige bleibende Zeugnis seines Episkopates waren Grundsteinlegung und Baubeginn der Marienkapelle 1377 (am heutigen Marktplatz von Würzburg).

Die Struktur des Konflikts

Im Gegenzug zu solch energischem Landesfürstentum waren die Städte zu dieser Zeit nicht minder selbstbewußt geworden, so auch

die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstbistums, Würzburg: Die Stadt stellte einen Wirtschafts- und damit Machtfaktor erster Güte dar, seit sie sich aus kleineren frühmittelalterlichen Anfängen heraus zum aufstrebenden Mittelpunkt Ostfrankens entwickelt hatte. Würzburg war im 14. Jahrhundert eine betriebsame und aufblühende Stadt, mit ca. 10 – 12.000 Einwohnern eine der bedeutenderen im mittelalterlichen Reich, günstig an der Wirtschaftsader des Maines gelegen. Die Kiliansstadt lebte freilich vor allem vom Zwischenhandel sowie vom landwirtschaftlichen Ertrag des umringenden Landes, vom Getreide- und vor allem vom Weinhandel. In Würzburg hatten sich seit dem frühen 11. Jahrhundert und in einer über 400 Jahre kontinuierlichen Entwicklung eine bürgerliche Kultur des Zusammenlebens und ein städtisches Gemeinwesen mit entsprechenden Institutionen entwickelt.

Diese ökonomische Leistungsfähigkeit der Bürger tendierte im späten Mittelalter zu einem umfassenden Streben nach kommunaler Eigenverantwortung als Ausdruck tiefgreifender ökonomischer, sozialer und politischer Veränderungen, die zu Stadtbildung, Bevölkerungskumulation und Entstehen eigener Wirtschaftsräume wie politischer Interessensphären führten. Die Bürger Würzburgs entwickelten eine Selbstverwaltung mit den Organen eines eigenen Stadtrates und Bürgermeisters sowie ein frei gestaltetes Zunftwesen, in denen die einzelnen Wirtschaftsgruppen ihre Interessen wie ihr gesellschaftliches Zusammenleben nach Satzungen eigengesetzlich und genossenschaftlich organisierten. Dieses stadtbürgерliche Selbstbewußtsein intendierte letztlich eine politische Teilunabhängigkeit, die städtische Freiheit, die maßvoll auf den Bereich innerhalb der Stadtmauern beschränkt blieb und nur partiell in Kollision mit den landesfürstlichen Interessen geriet. Würzburgs Bürger erwarteten vom Landesherrn, ihre freiheitlichen Bestrebungen als Rechtsstatus in schriftlich fixierter Form anzuerkennen, erste Vorformen einer Verfassung.

Damit ist der Konfliktherd skizziert, der schließlich den tieferen Anlaß zur Schlacht

von Bergtheim liefern und in ihr schließlich blutig entschieden werden wird: Diese politischen Forderungen stellten ein Programm dar, welches in der Konsequenz die überkommene, mittelalterlich-feudale Gesellschaftsordnung revolutionierte und eine neue, am Marktgeschehen der Stadt orientierte, bürgerliche Ordnung zu etablieren versuchte. Die Würzburger Bürger wollten den eigenständigen Rechtsstatus der Stadt. Nach dem Willen der Bürger sollte dem Bischof ein Tausch von Macht gegen Geld angeboten werden. Durch ihre Steuerleistungen wollten die Ratsbürger mit ihm gewissermaßen handelseinig werden. Aus Sicht Gerhard von Schwarzbürgs aber bedeutete dies nichts anderes als einen inakzeptablen Eingriff in sein Machtmonopol. Über solche – aus bischöflicher Sicht – Vermessenheit urteilte auch das umfangreiche Versepos, die wichtigste zeitgenössische (obgleich parteiliche) Quelle:

*„Ein stat leit in Frankenland,
Wirzburg ist sie genant,
die burger, die darinnen sint,
die warn an gütten witzen plind.“*

Die Regierung Gerhard von Schwarzbürgs

Bis zur Bestellung Gerhard von Schwarzbürgs zum Würzburger Fürstbischof 1372 war in dieser grundlegenden Frage noch nichts entschieden: Es hatte vor ihm sowohl städtefreundliche Bischöfe gegeben, welche den bürgerlichen Autonomieforderungen entgegen gekommen waren, als auch stadtfreundliche, die diese zugestandenen Freiheiten wieder beschnitten oder zurückgenommen hatten.

Die lange schwelende Auseinandersetzung um die städtische Selbstbestimmung trieb nun unter seiner Regierung unaufhaltsam auf einen traurigen Höhepunkt zu: Gerhard erkannte zwar zunächst, aus reiner Opportunität, die freiheitliche städtische Ordnung an, um damit die Anerkennung als Landesherr durch die Stadt Würzburg zu gewinnen. Nur wenige Monate nach Amtsantritt aber erklärte er die städtischen Rechte wieder für aufge-

hoben: Bürgermeister und Rat sollten von ihm eingesetzt, die Zünfte aufgehoben, die Schlüssel der Tore und Türme ihm ausgehändigt werden. Diesen offenkundigen Rechtsbruch beantwortete die Stadt Würzburg, indem sie ihrerseits Gerhard den Gehorsam aufkündigte. Doch die Revolte wurde mit Zwangsmitteln beendet: Kaiser Karl IV., der mit dem Bischof ja verbündet war, verhängte über Würzburg die Reichsacht sowie einen Strazfzoll. Die Stadt, von Gerhards Truppen belagert, mußte sich schließlich unterwerfen. Von städtischer Selbstverwaltung war nun keine Rede mehr. In der ersten Runde der Konfrontation blieb Gerhard von Schwarzbürg klarer Sieger.

Die nächsten rund zwanzig Jahre vergingen in gespannter Ruhe: Fürstbischof Gerhard beteiligte sich eifrig an allerlei Fehden und Kriegen. Besonders gerne mag er wohl seine Kriegsknechte gegen den politisch bedeutsamen Bund der schwäbischen Städte und gegen die fränkischen Reichsstädte Rothenburg, Windsheim und Schweinfurt geschickt haben; mußte er doch in den freiheitlich gesinnten Städten die eigentliche Gefahr für seine Machtstellung erblicken.

Nicht minder schwer als der Verlust ehemaliger Vorrechte lasteten auf der Stadt die stetig steigenden Steuerabgaben: Im Laufe seiner rund 25jährigen Herrschaft erhob Bischof Gerhard mindestens vier umfangreiche Sondersteuern, die neben den üblichen Abgaben zu zahlen waren. Der Unmut in Würzburg stieg seitdem von Jahr zu Jahr. 1391 begann Gerhard im Süden der Stadt eine Zwingburg zu errichten – die sogenannte »Neuenburg« –, um mit seinen Kriegsknechten jeden Kern des Aufstandes in der Stadt sofort ersticken zu können. Die erbosten Bürger rissen die bereits erbauten Fundamente ein. Nur fünf Jahre später, 1396, prasseln gleich zwei neue Zusatzsteuern auf Mainfranken nieder: Vom Papst erwirkt Gerhard eine Sondersteuer auf die Stiftsgeistlichkeit und vom mittlerweile zum König gewählten Wenzel (1378) auf allen Wein, der die Grenzen des Landes verläßt, eine hohe Exportabgabe. Dieser Weinzoll traf die Grundlage der städtischen Wirtschaftskraft; fast jedermann bekam dies bitter zu spüren. Für die Bürger-

schaft ist nun offenbar: Der Bischof will, zwar mit legalen Mitteln, jedoch weit über die Grenze von Verhältnismäßigkeit und Zumutbarkeit hinaus, der Stadt Würzburg (wie auch dem höheren, vermögenden Klerus) Einkünfte abverlangen, ohne Rücksicht auf das wirtschaftliche Überleben seines Marktzentrums und des gesamten Territoriums.

Der Beginn des fränkischen Städtekrieges

In dieser angespannten Lage tauchte schließlich der Gedanke eines Bundes der fränkisch-hochstiftischen Städte auf, um sich gegenseitig vor Gerhard Schutz und Trutz gewähren zu können – vergleichbar dem schwäbischen Städtebund, der 1381 mit militärischer Gewalt zerschlagen worden war. In der freien Reichsstadt Schweinfurt, auf neutralem Boden also, trafen sich 1397 Abgesandte von elf Städten des Hochstiftes, nämlich Würzburg, Ebern, Haßfurt, Mellrichstadt, Neustadt (Saale), Gerolzhofen, Seßlach, Meiningen, Königshofen, Fladungen und Karlstadt. Sie schlossen einen Bündnisvertrag, die sogenannte „Einung“, um im gemeinsamen Auftreten die Rücknahme des Weinzolls zu fordern.

Als die Vertreter der Einung in der Verhandlung mit Gerhard im Juni 1397 zu Würzburg keine Ermäßigung bzw. Rücknahme des Zolls erreichen konnten, verhängte dieser kurzerhand den Kirchenbann über die Stadt und entflohen sogleich auf die sichere Marienburg. Daraufhin entlud sich in der Stadt der jahrelang angestaute Unmut gegen die klerikale Herrschaft: Die Parteigänger des verhafteten Schwarzenburger – auch die vermeintlichen – wurden niedergemacht und ihre Häuser geplündert. Auch die Klöster und die Kurien der Domherrn kamen an die Reihe. Das Fanal zum Aufstand war zugleich der Auslöser für einen echten Krieg. Wie schon 25 Jahre zuvor, wurde der Marienberg von den Bürgern belagert, allerdings erfolglos, weil sie nur wenige der damals aufkommenden Feuerwaffen besaßen. Gerhard sammelte seine Truppen – vor allem den mainfränkischen Adel – und begann einige Bundesstädte im Norden zu belagern.

Die kurze Reichsfreiheit Würzburgs

War die Auseinandersetzung bisher ein lokaler Konflikt im Inneren des Hochstiftes gewesen, so bekam der Streit um Geld und Macht in Mainfranken nun eine *reichspolitische* Dimension. Der Städtebund wandte sich nämlich an König Wenzel, um von ihm die Reichsunmittelbarkeit zu erhalten – nichts anderes als die völlige politische Unabhängigkeit vom Würzburger Bischof. Die aufständischen Bürger beschlossen – in den Worten des Versepos:

„wann wir die pfaffen hie vertriven
und selber herrn im stiffe bliben,
unser sune [Söhne] ze tümherrn machen,
des werden sie gar frolich lachen.
Lat uns die frauwenklöster stören:
Unser dochter drin gehören!
das bringt uns allen keinen schaden,
der edlen wolln wir sin entladen,
all ir getreide unde win
das müß unser eigen sin.“

Das ursprüngliche Programm von städtischer Freiheit *unter* dem Krummstab des Bischofs hatte sich also radikalisiert zur *Sezession* von der bischöflichen Herrschaft, verbunden mit dem Verlangen nach einer grundlegenden, sozialen und ökonomischen Umverteilung und Entmachtung der herrschenden Schichten.

Doch die Reichsfreiheit sollte bloß ein schöner Traum bleiben. König Wenzel, seinerseits in mannigfachen innenpolitischen Zugzwängen, trieb in der Folge ein Doppelspiel: Würzburg als der einzigen Stadt der Einung bestätigte er großzügig in einer formellen Urkunde die Reichsfreiheit, allerdings mit der entscheidenden Einschränkung, *sowei die geltenden Rechte des Bischofs davon nicht berührt würden*. Dies hieß jedoch de facto, daß der Stadt keinerlei weitere Rechte, dem Bischof hingegen alle Gerechtsame zuerkannt wurden. Offensichtlich wollte Wenzel mit diesem Schachzug seine Position stärken und sich als dritten Faktor ins Spiel bringen, ohne den Streit zwischen Städteeinung und Bischof Gerhard wirklich entscheiden oder schlichten zu können, ja zu

wollen; hatte doch er Gerhard den Weinzoll verliehen, der den Aufstand entfesselt hatte.

Die weiteren Verhandlungen verliefen ohne greifbares Ergebnis, der ungewisse Schwebezustand dauerte an. Rund zwei Jahre später ergriff König Wenzel neuerlich die Initiative in der Prager Erklärung vom 17. Januar 1399: Die Einung sollte aufgehoben werden, die Städte sollten dem Bischof neu huldigen, d. h. seine souveräne Rechtsstellung anerkennen und die Schlüssel ihrer Türme und Tore hergeben – also ihren ureigensten militärischen Schutz aufgeben. Im Gegenzug sollte Gerhard den Weinzoll, also den Stein des Anstoßes, sowie die geistliche Bannstrafe aufheben. Von den Städten wurde also *mehr* gefordert, als Gerhard ihnen geben sollte. Und nicht zuletzt: ein königlich-böhmisches Kommissar namens Borziwoi von Svinarze sollte die nächsten fünf Jahre die Statthalterschaft in Namen des Königs übernehmen. Nach Wenzels Kalkül wäre Würzburg somit weder bischöfliche Stadt noch freies Gemeinwesen geworden, sondern

vielmehr eine *böhmisches* Stadt im Dienste luxemburgischer Haushaltinteressen – eine Konstruktion, die den Konflikt letztlich nicht lösen konnte. Wenzels triumphal gefeierter Einzug in Würzburg im Oktober 1397 blieb Episode, die Reichsfreiheit ein schöner, eitler Traum.

Der Krieg bis zum Vorabend der Schlacht von Bergtheim

Als letzte Ausgleichsverhandlungen zu Kitzingen zwischen Einung und Bischof an der wichtigen Frage der Generalamnestie für alle Stadtbürger scheiterten, wurde der Krieg in aller Heftigkeit weitergeführt – mit katastrophalen Folgen für die Einung: Im Juni 1399 kapitulierten Ebern und Meiningen vor der bischöflichen Übermacht; Hassfurt wurde weiterhin hart belagert. Die volkreiche Stadt Würzburg mit ihren festen Mauern erschien dagegen den Bischöflichen zu widerstandskräftig. Sie sollte daher nicht durch Belagerung erobert, sondern in langwieriger Blocka-



Freie Modell-Rekonstruktion der Bergtheimer Kirchenburg von Clemens Nißl.

Foto Richard Schraud

de ausgehungert werden. In die Burgen ringsum, wie z. B. in die Wolffskeelsche Burg in Reichenberg, legte Gerhard von Schwarzburg starke Rittergarnisonen, um die Stadt weiträumig von der Außenwelt und vor allem von Lebensmittelzufuhren abzuschneiden.

Daraufhin wurden im Laufe von Herbst und Winter 1399 die Vorräte in Würzburg empfindlich knapp. Dies lag nicht zuletzt daran, daß zusätzlich zur Bevölkerung ein Hilfskontingent der verbündeten Städte sowie eine Anzahl angeworbener Ritter aus dem nördlichen, fuldisch-rhönerischen Teil des Fürstbistums (Buchenland oder Buchonia) anwesend waren, die Stadt daher ungleich mehr Nahrungsmittel als sonst verbrauchte. Um die Jahreswende 1399/1400 war die Not schließlich so groß, daß sich die Bürger genötigt sahen, die schützenden Mauern der Stadt zu verlassen: Es ging das Wort, in den Gaden der Bergtheimer Kirchenburg sei reichlich Getreide vorhanden, vom Domkapitel dort eingelagert. Allerdings sei die Kirchenburg von bischöflichen Kriegsknechten bewacht. Warum sich ein Getreidemagazin gerade in Bergtheim, nur rund 20 km nordöstlich von der Stadt entfernt, sozusagen vor den Augen und in Reichweite der hungrigen Bürger, befand, entzieht sich unserer Kenntnis. Es mag Zufall gewesen sein, vielleicht aber auch Kriegslist, um die Bürger aus ihrer Stadt zu locken. Die wohl bevorratete, aber doppelt ummauerte „Festung“ Ochsenfurt, Besitz des Domkapitels, schien den Würzburgern sicher zu stark, um sie in gebotener Eile erobern zu können.

II. Die Schlacht von Bergtheim

Die gegnerischen Streitkräfte

Die Bürger, vom äußersten Hunger bedroht, schmiedeten aus der Not heraus den kühnen Plan, in einem unerwarteten, raschen Handstreich den Bergtheimer Kirchgaden zu erobern, um die Vorräte heim in die Stadt zu bringen. Gewiß: Das Vorhaben, die Bergtheimer Kirchenburg im Handstreich zu nehmen, war riskant. Deshalb sollte eine immerhin große Streitmacht von ungefähr 2.000 Mann ausziehen – andere Quellen berichten sogar

von über 3.000 –, um sich eines möglichen bischöflichen Gegenangriffs erwehren zu können. Die Kämpfer marschierten jeweils gegliedert nach den Zünften, die sich ihren Anführer je selbst wählten. So kürten die Häcker, die als rauhe Gesellen sowie äußerst streitlustig galten, einen gewissen *Sporlin Lorlin Steckrübe* – vielleicht ein Spottname von bischöflicher Seite – zu ihrem Hauptmann.

Die verbündeten Ritter, vor allem aus dem Buchenland, sollten ebenfalls mit ausziehen. Der größte Teil der Streitmacht aber waren wohl Kämpfer zu Fuß, nämlich die Stadtbürger, bewaffnet mit ihren jeweiligen Handwerkzeugen. Nur der kleinere Teil von ihnen, etwa die seit 1392 urkundlich belegte Schützengilde, besaß echte Kriegswaffen. Armbrüste waren die gefährlichsten Instrumente: Sie verschossen pfeilartige Eisenbolzen, die selbst einen geschmiedeten Harnisch – zu meist todbringend – durchschlagen konnten. Die tonangebende städtische Oberschicht, seit alters zur Verteidigung der Stadt mit Stangenwaffen privilegiert, mag wohl über eine bessere Waffenausstattung verfügt haben.

Die bischöfliche Streitmacht bestand ausnahmslos aus Kriegsknechten, die sich als Berufssöldner verdient hatten, und vor allem aus Adeligen, deren vornehmlicher Beruf ja das Kriegshandwerk war. Diese professionellen Krieger zu Pferd waren gepanzert mit vollem Harnisch und Helm, ausgerüstet mit Lanze, Schild, Streitkolben und Schwert. Wie groß das Heer des Bischofs war, ist nur aus der Zahl von über 50 an seiner Seite streitenden Adelsgeschlechtern zu schätzen (wovon teils mehrere Mitglieder einer Familie zu Pferd ins Feld zogen), sowie einer unbestimmten Anzahl an Fußknechten. Zahlenmäßig wohl geringer, war die bischöfliche Truppe im Hinblick auf Kampfkraft, Ausrüstung, Taktik und Krisenfestigkeit der bunt zusammengewürfelten gegnerischen Schar in der Schlacht weit überlegen.

Der Verlauf des Kamfes

Vieles vom genauen Hergang dieser Schlacht, die sich nun anbahnte, bleibt für immer dem historischen Einblick entzogen.

Hier wird deshalb versucht, aus den wenigen Überlieferungen sowie nach den Wahrscheinlichkeiten ein Bild des Ablaufes zu rekonstruieren. Selbst das genaue Datum des Waffenganges, der in und in nächster Nähe von Bergtheim stattfand, ist nicht bekannt: Einigen Quellen zufolge ereignete sich diese Schlacht am ersten oder zweiten Januar-Sonntag des Jahres 1400, also am 4. oder 11. Januar.

Der Oberbefehl über die Würzburger Expedition wurde auf zwei Feldhauptleute verteilt, auf Ritter Giso (Geiß) von Bibergau und auf einen gewissen Stöffel. Der verabredete Kampfruf, an dem sich die Bürger erkennen sollten, lautete „*Bieberstein*“; näheres über die Wortbedeutung ist nicht bekannt. Das Feldzeichen trug ein gewisser Brun von Gerolzhofen. Sicher wurden im Pulk leere Wagengespanne mitgeführt, um die erhoffte Getreidebeute verfrachten zu können. Das zunftweise Sammeln, Rüsten und Instruieren hatte wohl schon den Tag zuvor und die Abendstunden in Beschlag genommen.

Durch welches Stadttor der lange Troß auszog und welcher Weg eingeschlagen wurde, kann nur gemutmaßt werden, höchstwahrscheinlich durch das sogenannte Afra-Tor (etwa am heutigen Berliner Ring gelegen). Durch die winterliche Kälte ging es (wohl auf der Vorgängerstraße der später sogenannten „sächsischen Chaussee“, jetzt B 19) in Richtung Nordosten. Vielleicht umging der Kriegshaufen weiträumig das nahegelegene Burggrumbach, deren gleichnamige Herren dem Bischof folgten und sich, wie im folgenden noch deutlich werden wird, davon Vorteile erhofften. Als der Heerzug der Würzburger in Bergtheim anlangte, fiel ihnen der Bergheimer Kirchgaden anscheinend in einem Sturmangriff recht schnell in die Hände. Die Operation schien geglückt. Mit dem Verstauen der kostbaren Fracht konnte begonnen werden.

Doch da wurde plötzlich das Auftauchen bischöflicher Truppen gemeldet. Der Schreck unter den Bürgern wird groß gewesen sein. Wie konnte es dazu kommen? War Verrat mit im Spiel? Das bereits zitierte zeitgenössische Gedicht auf diese Schlacht erwähnt, daß drei

von den Bürgern in Sold genommene Ritter, als sie von dem Expeditionsplan erfuhren, schleunigst aus der Stadt nach Bergtheim ritten, um die dortige Besatzung des Kirchhofes zu warnen. Gerhard von Schwarzburg, der in der nahen Wasserburg Werneck sein Hauptquartier bezogen hatte, konnte daraufhin seine Truppen sammeln. Krank darniederliegend, bestimmte er den Dompropst Johann von Egloffstein zum Befehlshaber, der mit der Streitmacht (wohl über Opferbaum) wider die Bürger zog.

Dem Feindesheer stellte sich der Bürgerhaufen einschließlich der kriegserprobten Buchener Soldritter entgegen. Der Waffengang war unausweichlich: Denn begannen die Bürger in dieser Situation mit dem Rückzug, konnten sie mit Leichtigkeit von den Bischoflichen in einem schrecklichen Blutbad über den Haufen geworfen werden. Sie mußten sich zur Schlacht stellen und versuchen, sozusagen ihre Haut so teuer wie möglich zu verkaufen.

Die Kontrahenten standen sich also – wohl beiderseits der Pleichach – gegenüber und beäugten sich. Die Bürgerlichen bezogen Stellung unmittelbar vor Bergtheim (quer zum Weg nach Opferbaum, auch im Bereich des dortigen Hügelkamms „Fährbrücker Höhe“), die Bischoflichen parallel dazu im Norden. Doch der Kampf entbrannte nicht sogleich. Im bischöflichen Lager berief der Kommandeur Johann von Egloffstein den üblichen Kriegsrat ein, nachdem er sich ein Bild von der Lage gemacht hatte. Er bestimmte die Feldhauptleute, welche die Truppe anzuführen hatten, sowie den Schlachtplan. Zu guter Letzt schlug er mehrere Adelige zu Rittern, um die Moral der Truppe zu heben. Im Versepos erwähnt sind beispielsweise die Gebrüder Grumbach:

*Wilhelm und Hans von Grumbach
den was beden also gach [eilig],
sie waren geil und wacker,
daß sie uf ireme acker
und erblicher erden
solden ritter werden.“*

Anschließend nahm Egloffstein – laut Epos – eine Umgruppierung seiner Schlachtord-



„Zwölftausend Bürger von Würzburg fielen in Verteidigung ihrer Reichsfreiheit auf dem Kirchhof von Bergtheim 1400“ Freskiertes Historiengemälde von Philipp Sporrer, Altes bayerisches Nationalmuseum, München.

nung vor und ließ die Ritter von ihren Pferden absitzen, vielleicht um alle, womöglich aber nur einen Teil als Kämpfer zu Fuß einzusetzen. Dies ist eine auffallende taktische Maßnahme, deren Begründung indes unklar bleibt: Glaubte Egloffstein seine Ritter zu Pferd zu schwach angesichts der großen Masse des städtischen Fußvolkes? Oder beabsichtigte er einen Angriff durch den feuchten Bachgrund der Pleichach, der für Reiterei womöglich nur schwer passierbar war?

Während solchermaßen durch den Kriegsrat im bischöflichen Lager Waffenruhe herrschte, zermürhte sich das harrende Bürgerheer in ungewisser Erwartung. In dieser Zeitspanne untätig Abwartens traten wohl auf beiden Seiten der Front besonders streitlustige Männer vor und schmähten die Gegner mit

derben, herausfordernden Worten und übeln Beschimpfungen, um damit den Kampfesmut in den eigenen Reihen anzustacheln. Über die Schlachtordnung der Bürgerseite fehlen genaue Angaben. Es ist davon auszugeben, daß die Reiter die Flanken schützten, während im Zentrum der Aufstellung die Bürgerhaufen relativ dicht beieinander standen, vielleicht gegliedert in die Zünfte oder hintereinander gruppiert, um der Schlachtordnung eine gewisse Tiefe zu geben.

Das Kampfgeschehen selbst wird zunächst beschrieben als heftiger Zusammenprall der gegnerischen Fußtruppen. Dabei rückten die Angreifer in gemessenem Schrittempo und mehr oder weniger fest formiert bis an das feindliche Fußvolk heran. Sodann schlugen, hieben und stachen die Kämpfer mit ihren Spießen, Schwertern und Streitaxten aufein-

ander ein, um die Gegner möglichst schwer am Oberkörper zu verletzen und zu Fall zu bringen. Diese erste Phase der Schlacht, in welcher der Kampf unentschieden hin- und herwogte, dauerte einige Zeit. Unklar bleibt, was während des Kampfgetümmels im Rücken der Städtischen in und um die Bergtheimer Kirchenburg vorging; sie soll in Flammen aufgegangen sein – ein wahres Untergangsszenario.

Bemerkenswerterweise stimmten die bischöflichen Männer in der Schlacht das alte Kreuzfahrerlied „*In Gottes Namen fahren wir*“ an. Demnach führten sie aus ihrer Sicht einen „heiligen Krieg“, betrieben die Bürger doch den Aufstand gegen die rechtmäßige kirchlich-politische Macht des Fürstbischofs und damit das gottgegebene feudal-aristokratische Herrschaftssystem.

Die Entscheidung des Streites brachte schließlich ein Vorstoß von sechzig bischöflichen Reitern. Womöglich setzte Egloffstein hier seine Reserve ein. Oder handelte es sich um Verstärkungen aus dem Baunach-Gebiet, wie das Versepos andeutet? Diese Reitergruppe jedenfalls preschte vor und trieb einen Keil zwischen die Bürgerhaufen und die seitlich abgedrängten Buchener Soldritter. Zwar versuchten einige Würzburger den anreitenden Feinden in die Zügel zu greifen, um die Wucht der Pferde zu bremsen und die Reiter herunterzuwerfen. Doch sie konnten dem Ansturm nicht standhalten, so daß ihre städtische Schlachtlinie durchbrochen wurde. Das Fußvolk der Bürger konnte sich anfänglich noch wehren, doch die Unterstützung der Buchener Ritter fehlte empfindlich. Die bischöflichen Truppen gewannen schließlich die Oberhand und konnten die Bürgerlichen in einem blutigen Gemetzel niederringen. In dieser zweiten Phase der Schlacht fielen unter den Städtern die meisten Opfer. Die Schlacht war mit einem haushohen Sieg Schwarzbuchs entschieden. Wie das Epos angibt, hatte er in dieser Schlacht die erstaunliche geringe Zahl von nur 3 Rittern und zwei Kriegsknechten verloren, – sicherlich ein Hinweis auf die Kriegserfahrung und Professionalität seines Heeres. Die militärischen Machtmittel waren fest in der Hand des Bischofs.

III. Die Auswirkungen der Schlacht

Die unmittelbaren Folgen

Für die Stadt Würzburg und den fränkischen Städtebund bedeutete die verlorene Schlacht die völlige Niederlage: 1200 Männer wurden niedergemacht, 2000 fielen in Gefangenschaft. Wenn diese Zahlen stimmen, dann heißt das: Keiner derjenigen, die in der Nacht zuvor auszogen, ist ungeschoren wieder heimgekehrt. Die Gefangenen wurden über Kitzingen in die feste Stadt Ochsenfurt geführt und dort eingesperrt, danach folgte für rund 630 von ihnen noch längere Zeit Schanz- und Strafarbeit. Wenige Tage nach der gewonnenen Schlacht zog Gerhard von Schwarzburg als Sieger in seine niedergeworfene Hauptstadt ein. Die übriggebliebene Bevölkerung kniete am Sandertor vor ihm nieder, um Gnade und Schonung zu erflehen. Aus seiner Position der Stärke verhängte er ein fürchterliches Strafgericht: Den führenden Männern des Städtebundes wurde der Prozeß gemacht. Viele wurden zu Tode geschleift, gehenkt oder ertränkt, andere des Landes verwiesen. Vier der Haupt-Rädelshörer erlitten eine besonders grausame Todesstrafe: Sie wurden geschleift und gevierteilt.

Um einen sehr hohen Preis, nämlich ein Vierteljahrhundert Krieg und unendliches menschliches Leid, hatte der Fürstbischof Gerhard von Schwarzburg die städtische Freiheit verhindert. Die Früchte des fragwürdigen Sieges konnte er nicht mehr lange genießen: Im November des Jahres 1400 starb er. Sein Nachfolger, Johann von Egloffstein, der Befehlshaber der bischöflichen Seite, verfolgte indes eine gemäßigtere Politik. Er versuchte wohl, durch eine Währungsreform den wirtschaftlichen Schaden zu lindern, und gründete bald darauf in Würzburg die erste Universität, um der Stadt eine neue Entwicklungsperspektive zu geben.

Die Bedeutung der Schlacht

Die Schlacht von Bergtheim repräsentiert mit ihrer langen und komplizierten Vorgeschichte einen Wendepunkt in der Geschichte

Mainfrankens: Der Eigenständigkeitswille der Stadt Würzburg und der übrigen Städte insgesamt war nachhaltig gebrochen. Der nach 1400 – parallel zum Verlauf der Krise – verstärkte Auszug der wirtschaftlichen Oberschicht in die freien Reichsstädte Nürnberg und Schweinfurt schwächte zusätzlich die Lebenskraft der Stadt. Sieger vor Ort blieben die Träger der feudalen Herrschaft, – der höhere Klerus, der Adel, vor allem der Fürstbischof als höchste Institution. Ein derartiges Aufbüumen städtisch-bürgerlichen Selbstbewußtseins gegen die Fürstenherrschaft hat es in unserer Region nicht mehr gegeben – mit Ausnahme des anders motivierten, ebenfalls gescheiterten Bauernkrieges 1525. Durch die nachfolgenden vier Jahrhunderte stieg die unangefochtene politische Oberhoheit der Würzburger Fürstbischöfe stetig an, über den frühabsolutistisch regierenden Julius Echter bis hin zur Machtfülle und den Barock-Glanz der Schönborn-Bischöfe. Der politischen Eigenständigkeit Mainfrankens und damit dieser typischen Verbindung von geistlicher Gewalt und weltlicher Macht bereitete erst die napoleonische Zeit mit der Säkularisierung von 1802/3 ein abruptes Ende.

Auch das Schicksal König Wenzels war eng mit der Niederlage der fränkischen Städteeinigung verknüpft. Mit seiner schwankenden Diplomatie zwischen den gegensätzlichen Lagern von Landesherren und nach Unabhängigkeit strebenden Städten drohte er das Herrschaftsprinzip landesfürstlicher Macht zu untergraben. Noch im Jahre 1400 wurde er von den Kurfürsten abgesetzt. Sicher ahnte Wenzel nichts davon, daß auf den winterlichen Feldern von Bergtheim über sein Schicksal mitentschieden wurde. In reichspolitischer Hinsicht war mit dieser Schlacht zugleich die Zeit der politischen Städtebünde endgültig vorbei.

* Überarbeitete Fassung eines Kurzvortrages, gehalten am 26. Mai 2000 zur Eröffnung der Gedenkausstellung des Arbeitskreises für Heimatgeschichte Bergtheim.

Für vielfältige Anregungen sei dem Vorsitzenden des Bergtheimer Arbeitskreises Herrn Hermann Oberhofer, Bergtheim, und Herrn Dr. Hans Steidle, Würzburg, gedankt.

Literaturhinweise:

Das Versepos ist ediert bei:

LILIENCRON, Rochus von (Hrsg.), Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Leipzig 1865, S. 164–195.

Wichtige sekundäre Quelle ist auch:

LORENZ FRIES, Chronik der Bischöfe von Würzburg 742–1493, Bd. III, Würzburg 1999, S. 64–69.

Zur Person Gerhard von Schwarzburgs:

WENDEHORST, Alfred, Das Bistum Würzburg. 2. Teil: Die Bischofsliste von 1254 bis 1455, Berlin 1969, S. 100–127.

Zur Struktur des Konflikts:

TRÜDINGER, Karl, Stadt und Kirche im spätmittelalterlichen Würzburg, Stuttgart 1978, bes. 23–27.

Zum Konflikt:

WEGELE, Franz Xaver, Fürstbischof Gerhard und der Städtekrieg im Hochstift Würzburg, Nördlingen 1861.

ARNOLD, Klaus, Die Schlacht von Bergtheim, in Würzburg Heute Nr. 69 (2000), S. 29–33.